

GEISTIGES MÜNCHEN

PROF. DR. KARL VOSSLER

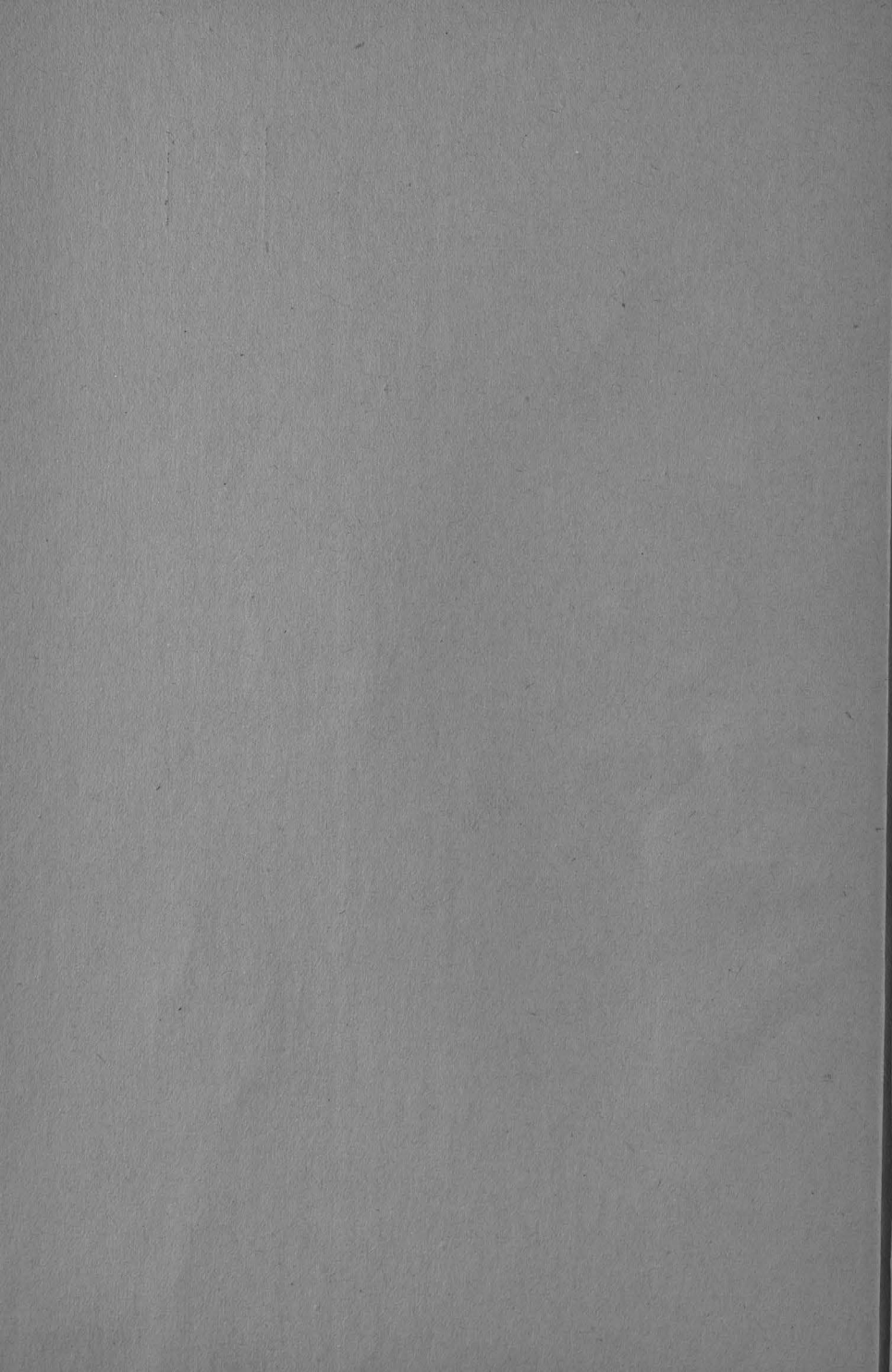
*Forschung und Bildung
an der Universität*



DREI FICHTEN VERLAG
R. VON FICHT · MÜNCHEN







„GEISTIGES MÜNCHEN“

Kulturelle und akademische Schriften

Herausgegeben von Karl Ude

ERSTES HEFT



PROF. DR. KARL VOSSLER

Forschung und Bildung
an der Universität

DREI-FICHTEN-VERLAG
RUDOLF VONFICHT MÜNCHEN

*Published under authority of Office of Military Government
for Bavaria Information Control Division apo 403 US Army
license number US-E-117*

*Alle Rechte, insbesondere das der Übersetzung, vorbehalten
Copyright 1946 by Drei-Fichten-Verlag Rudolf Vonficht, München
Druck: Süddeutscher Verlag, München / Einband: Fritz Maihöfner
Printed in Germany*

„GEISTIGES MÜNCHEN“

Das, was als „Geistiges München“ weit über die Grenzen der Stadt hinaus begriffen, geachtet und wohl auch geliebt wird, ist stets gleichermaßen von Gelehrten und Künstlern, Denkern und Entdeckern, Bildnern und Erziehern dargestellt worden — Anregern wie Vollbringern, Abgeschiedenen wie noch Wirkenden —, die nicht allein dem heimischen Boden, sondern häufiger auch der Fremde entstammten, schließlich jedoch so tief mit dem Wesen dieser Stadt verwachsen, daß sie sich ihr mitunter noch inbrünstiger als die echten Söhne ergeben und verpflichtet fühlten.

Einer aus dieser niemals abgerissenen Reihe der „Zuge-reisten“, der hier zwar nicht für sich selber, wohl aber für sein dramatisches Werk ein dauerndes Heimatrecht erwarb, der Dichter Friedrich Hebbel, hat als junger Mensch in seinen klugen Reisebetrachtungen einmal folgende Bemerkung niedergeschrieben:

„Es fehlt München an einer Grundformel, auf die man die meisten großen Städte Deutschlands zurückzuführen vermag, und gerade darin liegt seine Eigentümlichkeit. Die wunderlichsten und verschiedenartigsten Elemente, solche, die sich gegenseitig auszuschließen, sich unmöglich zu machen scheinen, mischen sich oder durchkreuzen sich vielmehr in dieser Stadt.“

Was Hebbel, geradezu verwundert als das Fehlen einer Grundformel begreift, ist nicht nur tatsächlich die Eigentümlichkeit Münchens, es ist sogar seine besondere Stärke, nämlich: sein ausgeprägter Zug zur Duldsamkeit gegenüber der Fülle und Vielfalt aller Erscheinungsformen in den geistig-kulturellen Bezirken wie auch in der persönlichen Lebensführung; ein vielgerühmter Charakterzug, der nicht zuletzt die Ursache dafür ist, warum sich das geistige Klima Münchens auf Schaffende immer wieder förderlich ausgewirkt hat, ist die großzügige Unbekümmertheit gegenüber dem, was der andere tut und was er läßt — eine Unbekümmertheit allerdings, die manchmal selbst bedenklichen Vorgängen im eigenen Lebensbereich gegenüber zur Gleichgültigkeit zu entarten vermag. So vor allem und kaum anders ist es zu erklären, wieso und warum sich diese unkämpferisch duldsame Stadt eines Tages wider ihr wahres Wesen und nahezu ohne eigenen tätigen Anteil mit einem Beinamen behaftet gesehen hat, der nur bei ihren vermeintlichen Freunden Zustimmung auszulösen vermochte. Zwar schien nun zum erstenmal auch für München so etwas wie eine „Grundformel“ gefunden zu sein. Aber wer in dem fraglichen Jahrzwölft die Stadt mit besorgtem Herzen beobachtet hat, weiß, wie abträglich gerade München diese Einengung auf das Formelhafte gewesen ist und wieviel es von seinem ureigenen Wesen hat aufgeben müssen. Heute geht es demzufolge für München um nichts so sehr wie darum, zu der althergebrachten fruchtbaren Vielfalt

seines geistigen Lebens und zu seiner weltoffenen duldsamen Weite zurückzufinden. Herausgeber und Verlag, indem sie für eine neue Schriftenreihe mit Beiträgen aus dem gesamten Bereich des akademischen und kulturellen Geschehens dieser Stadt den Titel „GEISTIGES MÜNCHEN“ wählen, bekennen sich tätig zu diesem vordringlichen Streben nach neuer freierherziger Aufgeschlossenheit gegenüber der Vielgestaltigkeit alles Wesenhaften und verpflichten sich, in besonderem Maße dazu beizutragen, daß München im genannten Sinne wieder München werde.

Einem solchen Bekenntnis mag zum gegebenen Zeitpunkt, an dem es offenbar allenthalben um ungleich gewichtigere und weiter gesteckte Ziele geht, der Vorwurf begegnen, es werde dadurch eine unnötige und vielleicht sogar kurzsichtige Verengung unseres Wirkungsfeldes erreicht. Indessen, wir wissen zu gut, daß es nicht gerade eine Tugend deutschen Wesens, und noch am wenigsten eine segensreiche, ist, sogleich die Gültigkeit von für richtig gehaltenen Erkenntnissen und Maximen nicht nur auf das eigene Volk, sondern möglichst auch auf den zugehörigen Erdteil oder gar die Menschheit auszudehnen und, dem Rausch großer Worte verfallend, von Weltbeglückung zu träumen, ohne zuvor mit der Not im eigenen Hause fertig geworden zu sein. Darum also, angesichts dieses gefährvollen Hanges unseres Wesens zur Anmaßung, beschränken wir uns bewußt (aber nicht ohne Stolz) auf den engsten uns gezogenen Lebenskreis, eben auf das „geistige München“, und sammeln die

Stimmen, die sich erheben, um insbesondere *seinem* akademischen und kulturellen Leben neuen Antrieb zu geben und den Weg zu weisen, auf daß zuerst und vor allem bei uns selber wieder eine gute, zukunfttragende Ordnung entstehe. Dann aber, wenn solches geglückt und die Selbstbesinnung und die geistige Erneuerung in unserem begrenzten Lebenskreise vollzogen ist, dann mag sich erweisen, — da ja das geistige Geschehen in einer so umfassend vielt gestaltigen Stadt wie München zugleich auch gleichnishaft für das Große und Ganze sein muß —, dann mag sich, sagten wir, erweisen, ob unsere Schriftenreihe nicht gerade infolge der ihr auferlegten Begrenzung mehr an Wesenhaftem und Verbindlichem sichtbar macht, als wenn ihr Rahmen weiter gesteckt gewesen wäre.

Frühjahr 1946

KARL UDE

FORSCHUNG UND BILDUNG AN DER UNIVERSITÄT

Als alter Professor, der seit acht Jahren keine Vorlesung mehr vor deutschen Studenten hat halten dürfen, freue ich mich, Sie heute mit einem herzlichen Willkommen zu begrüßen. Ein Professor ohne Studenten ist eine halbe Sache, wie der Student ohne Professor. Im Streben nach Erkenntnis finden wir uns zusammen, die Liebe zur Wahrheit vereinigt uns. Denn es verhält sich keineswegs so, daß der Professor die Wahrheit in handlicher Packung besitzt und sie seinen Schülern verabreicht, oder einlöffelt wie ein süßes Nahrungsmittel, oder eine bittere Arznei. Wahrheit läßt sich nicht besitzen und nicht aufstapeln, denn sie regt und bewegt sich als lebendige Geisteskraft. Wer an ihr teilhaben will, muß sich ebenfalls regen und bewegen und ihr nachforschen. — Es gibt aber doch auch, werden Sie mir einwenden, erforschte und eroberte, festgestellte und gesammelte, gestapelte Wahrheiten.

Gewiß, Wahrheiten in der Vielzahl gibt es massenhaft: es sind erfahrene, erlebte, überlieferte, erlernte, erinnerte Wahrheiten, wie man sie in Lehrbüchern und Nachschlagewerken findet. Unsere Bibliotheken sind voll davon — oder waren es. Hier in München ist viel davon verbrannt. Ja,

mag sein, daß die Bücher verbrannt sind, aber die Wahrheiten doch nicht? — Je nachdem. Erstarrte Wahrheiten und Wissenschaften, die man nicht anders als schwarz auf weiß besitzt, können jederzeit zerstört werden, — lebendige erneuern und entwickeln sich durch Forschung.

Was in Deutschland und im übrigen Europa, von Japan und China gar nicht zu reden, durch diesen letzten Krieg an Bibliotheken, Archiven, Museen, Laboratorien, kurz an Bildungsgütern und Werkzeugen der Forschung verloren und verdorben wurde, läßt sich heute noch nicht übersehen. Wenn der Schaden auf Gegenständliches wie Bücher, Urkunden, Kunstwerke beschränkt bliebe, so könnte man hoffen, ihn mit der Zeit planmäßig zu ersetzen. Aber es gibt unsichtbares, seelisches und geistiges Bildungsgut, das durch Verrohung, Verwilderung und Barbarei zugrunde geht und das bei uns in fürchterlichem Ausmaß zerstört worden ist. Ich brauche nur an die deutschen Ärzte und Malaria-Impfer zu erinnern, die im Dienste wissenschaftlicher Forschung ihre menschlichen Brüder, ihr Material, wie sie es nannten, im Konzentrationslager quälten, beobachteten und zu Tode untersuchten. Diese Bahnbrecher der Heilkunst, diese Forscher, jawohl „Forscher“, waren akademisch gebildete Wesen. Man sieht: wissenschaftliche Forschung kann noch bewerkstelligt und akademische Bildung kann noch behauptet werden auf einer Stufe, wo jedes religiöse und sittliche Bewußtsein erloschen und jedes menschliche Mitgefühl erfroren ist.

Diese schreckliche Tatsache macht uns nachdenklich, und wir müssen uns fragen, was denn eigentlich akademische Bildung ist. Erwirbt man sie an der Universität, oder muß man sie schon besitzen, um zum Studium zugelassen zu werden? Ist es Vorbildung für die Universität oder Ausbildung durch dieselbe? Kann man nicht auch an anderen Hochschulen ihrer teilhaft werden, etwa am Polytechnikum, oder an einer Akademie der Künste, oder der Landwirtschaft? Es gibt sogar Schneider-Akademien. Ja, ich kann mir heute kaum ein Handwerk noch Gewerbe mehr denken, das nicht der Hebung ins Akademische fähig wäre und danach trachtete. Der Auftrieb zum Akademischen ist also ein idealer Zug. Seit Plato in den Gärten des Akademos bei Athen seine Schüler zu Vorträgen und lehrhaften Gesprächen versammelte, ist der Zug ins Ideale für alles, was wir akademisch nennen, wesentlich geblieben. Akademiker in diesem Verstande möchte ich jeden nennen, der eine Sache um ihrer selbst willen und nicht für Geld oder andere Vorteile und nicht gezwungenermaßen studiert oder betreibt. Das Gegenteil des akademisch gesinnten Studenten ist der Banausos, der Banause, der für Lohn arbeitet und sklavisch ochsend und schuftend am Kamin hockt.

Freilich, der ideale akademische Zug nach oben wird leicht zur Gewohnheit und entartet zu einer selbstgefälligen Haltung des planlos allgemeinen Studierens um seiner selbst willen, verliert sich in Liebhabereien und wird dilet-

tantisch, oder verbohrt sich in wesenlose Einzelheiten und endigt in Pedanterie. — Dem akademischen Pedanten sowohl wie dem Dilettanten wird die übrige Welt fremd, unwesentlich, lästig, bald feindlich, bald gleichgültig. Und dann kann es geschehen, daß man, um noch einmal an jenes schreckliche Beispiel zu erinnern, jede menschliche Regung vergißt, nur über dem Selbstzweck der Malariaforschung. Es kann aber auch das großartige, bewundernswerte Ende des Archimedes über den weltvergessenen Forscher hereinbrechen. Archimedes, nachsinnend gebeugt über seine geometrischen Zeichnungen im Sande, hatte völlig vergessen, daß Syrakus, seine Vaterstadt, in der er wohnte und studierte, von römischem Militär belagert war. Ein römischer Krieger stürmte auf ihn ein. Archimedes blickte auf und rief ihm zu „Noli turbare circulos meos!“ („Verwische mir meine Kreise nicht!“) Der junge Krieger stieß mit dem Schwert den alten, offenbar akademisch gebildeten Mathematiker nieder.

Ich habe zwei äußerste Beispiele, ein modernes und ein antikes, gewählt, um die akademische Haltung in Verbindung mit wissenschaftlicher Forschung zu beleuchten. Soll man nun diese Haltung als Bildung oder als Verbildung, als formation oder déformation professionnelle beurteilen? Sie ist offenbar beides, ja sie hat viele Aspekte: tragische, komische, tragikomische, idyllische und heroische, klassische und romantische, festliche und alltägliche. Betrachten wir zum Beispiel den akademischen Lebensstil und das ihm ent-

sprechende Bildungsniveau des deutschen Studenten um die Wende vom 19. zum 20. Jahrhundert, als ich selbst Student war. Da gab es Korps und Burschenschaften und freischlagende Verbindungen mit schönen lateinisch germanischen Namen, wie Isaria, Rhenania, Suevia, Franconia, mit wehenden Bannern, schreienden Farben, Wappen, Monogrammen, Wahlsprüchen, Rapieren, Säbeln, Mensuren, Duellen, Korpshäusern, die wie mittelalterliche Burgen aussahen, mit Liedern und Gesängen „Gaudeamus igitur, juvenes dum sumus“. Es war ein spätromantisches Mittelding zwischen fahrendem Scolarentum und feudaler Ritterschaft, humoristisch und phantastisch, sentimental und alkoholisch berauscht. Freilich, von seelischer und geistiger Bildung war in diesem spielerischen Treiben nicht sehr viel zu spüren. Wir wollen jedoch nicht vergessen, daß es auch ernstere studentische Verbände gab und daß die aktive Burschenherrlichkeit in der Regel nur einige 6—8 Semester dauerte und daß oft die wildesten und flottesten Rauf- und Saufrüder nachher die fleißigsten und gewissenhaftesten Bürger wurden, das heißt in der studentischen Sprache „Philister“. — Also erst zwei bis drei Jahre „gaudeamus igitur“ und nach verpufftem Spiritus ein braves Phlegma. Darin eben bestand der geheime, erst nachträglich bemerkbare Schaden, daß oft der ganze akademische Schwung in den Semestern der farbigen Burschenfreude verbraucht wurde und zuletzt ein aschgrauer Banause übrig blieb. Der Vorgang des seelischen Welkens und geistigen Alterns wurde vorverlegt

und beschleunigt, und der nur spielend geäußerte Idealismus sank enttäuscht in sich selbst zusammen.

Schwerlich hätte unsere akademische Jugend im Wilhelminischen Zeitalter an diesen pseudoromantischen Maskeraden soviel Gefallen gefunden, wenn sie sachlichere Aufgaben, etwa politischer oder auch sportlicher Art, vor sich gehabt hätte, oder wenn — und damit kommen wir zum Hauptpunkt — die Wissenschaft sie ganz erfüllt hätte. Dazu reichte aber die Wissenschaft von damals mit ihrem öden Positivismus nicht aus. Es gab wohl da und dort philologische und theologische, kurz fachmäßige Studentenvereine, aber bei mannhaft satisfaktionsfähigen Teutonen, Rhenanen und dergleichen waren wissenschaftliche Gespräche als Fachsimpelei verpönt oder gar strafbar. Und nicht ganz zu Unrecht, denn Wissenschaft als Harmonie und Einheit, als Universitas, gab es schon längst nicht mehr. Die einzelnen Fachwissenschaften standen und stehen auch heute noch wie unsere Fakultäten nebeneinander, jede für sich mit ihren besonderen Problemen beschäftigt. Einzelforschung ist die Lösung. Wer, auf welchem Gebiet auch immer, etwas Bemerkenswertes leisten und einen Fortschritt anbahnen will, der muß sich spezialisieren.

Will er sich statt dessen um allseitige Ausbildung seiner eigenen Anlagen und Kräfte bemühen, so läuft er Gefahr, ein ewiger Schüler zu bleiben und nirgends Meister zu werden. Die Blütezeit der vielseitigen und allgemeinen Bildung ist vorbei. Sie hat ihren Triumph vor mehr als

400 Jahren mit den Männern und Frauen der italienischen, französischen, englischen und deutschen Renaissance gefeiert. Damals war die geistige Welt noch eng und ihr Kulturkreis durch vier bis fünf Städte festgelegt: Jerusalem, Athen, Rom, Byzanz und Paris.

Aber bezaubert von der Schönheit des allseitig und harmonisch gebildeten Menschen, hat auch später immer wieder unser Wunsch sich nach jenem humanen und humanistischen Bildungsideal zurückgewendet. Die Polyhistorie des 17. und der Enzyklopädismus des 18. Jahrhunderts sind solche Versuche allseitiger Geistesbildung. Wir bewundern die Beweglichkeit von Männern wie Pierre Bayle, Diderot, Voltaire, aber manchmal ist doch die Weite ihres Gesichtskreises mit einer gewissen Oberflächlichkeit oder Leichtsinn erkaufte. — In Deutschland pflegt man Leibniz und Goethe als Vorbilder einer universalen Geistesbildung zu rühmen, — aber wer darf es wagen, solchen Riesen nachzueifern? Auch war in beiden die schöpferische Ursprünglichkeit noch stärker als ihre Aufnahmefähigkeit und ihr Lerneifer. Leibniz war mehr als ein vielwissender, ein vielversöhnender Denker, und Goethe war dem von allen Seiten auf ihn einströmenden Angebot von Bildungswerten gegenüber sehr vorsichtig und beinahe spröde. Auf vieles, das seiner Natur nicht zusagte, verzichtete er. Beinahe das ganze nordische Mittelalter, selbst das des eigenen Volkes, und sogar Dante hat er abgewiesen, und in seiner nächsten Umgebung hat er sich so mächtigen Erscheinungen gegen-

über wie Kant, Fichte, Beethoven, Kleist, Hölderlin teils instinktiv, teils bewußt verschlossen. Und beginnt nicht seine größte Dichtung mit Worten des Überdresses an der Vielwisserei?

Habe nun, ach! Philosophie,
Juristerei und Medizin,
und leider auch Theologie!
durchaus studiert, mit heißem Bemühn.

In gewissem Sinn ist die Faust-Tragödie das Lied vom Untergang des Bildungsideals der Renaissance als eines unmöglich, ja verderblich gewordenen individualistischen Universalismus oder universalen Individualismus.

Die Renaissance war der festliche Augenblick, da der europäische Mensch, aus kirchlicher Obhut entlassen, sich flügge wähnte und Lust fühlte, nach allen Seiten hin neugierige Entdeckungsflüge zu wagen.

Heute ist ein solches Herumflattern nur den Schmetterlingen und Fledermäusen, das heißt den Dilettanten und Pedanten, noch gemäß. Das Ideal der allseitigen Bildung, das einst so frisch und ruhmreich erstrahlte, hat sich überlebt, und man muß schon, um ihm noch anzuhängen, ein Bildungsphilister sein, oder auch ein romantischer Gelehrter. So schrieb der angesehene Berliner Germanist und Akademiker Konrad Burdach noch im Jahre 1917 ein Büchlein „Deutsche Renaissance“, Betrachtungen über unsere künftige Bildung, das in dem Leitsatz gipfelte: „Das hu-

manistische Gymnasium erstrebt die innere Bildung des Menschen. Praktische oder Fachkenntnisse für den Spezialberuf zu vermitteln, sei es geschäftlicher, technischer, sei es gelehrter Art, das muß anderen Schulen überlassen bleiben.“ — Kann man aber heute im Ernst noch glauben, daß innere Bildung ausschließlich die humanistische sei, daß, wer das Griechische des Homer und des Plato und das Latein des Horaz und des Seneca nicht versteht, zu keiner inneren Bildung kommen könne? Gibt es überhaupt eine anständige Schule auf der Welt, die es sich gefallen lassen darf, daß man von ihr sage oder glaube, sie erstrebe etwa nicht auch die innere Bildung ihrer Schüler, und das humanistische Gymnasium allein oder vorzugsweise habe diese hohe Obliegenheit? Und was soll das humanistische Gymnasium denn noch Ernsthaftes leisten, wenn es sich zu vornehm dünkt, eine Vorschule für bestimmte, namentlich gelehrte Berufe zu sein? Und sind die Real-, die Gewerbe-, Handels- und Ackerbauschulen nicht ebenso bündig verpflichtet und befähigt, den inneren Menschen zu bilden? Jeder Unterricht, wenn er mit ganzer Seele und gesammeltem Geist schlicht, gediegen, sachlich erteilt wird, bildet den inneren Menschen. Und was die Schulen, das Wissen und Lernen und unser Verstand nicht vermögen, das kann der innerliche Mensch zur Festigung des Geistes in seiner Kirche, in seinem religiösen Glauben ohne gymnasiale Bildung finden. Als gebildet im seelischen und geistigen Sinne muß ich nach meiner Erfahrung und Überzeugung jeden

anerkennen, der einen guten Willen hat und ein spezifisches Können.

Daß das spezifische Können zur Bildung nicht nötig sei, ja ihr abträglich und hinderlich werde, ist ein altes Vorurteil, das wir abtun müssen. Es stammt aus der an und für sich richtigen Einsicht und Forderung, daß Bildung etwas Menschliches ist, wonach jeder streben soll. Insofern hat sie allerdings nichts Spezielles an sich und soll allgemein, das heißt menschlich sein. Die Allgemeinheit der Menschlichkeit ist aber etwas anderes als die der Sachen und der Fächer. Die erste heißt auf lateinisch Humanitas, die zweite Universitas. Das menschlich Allgemeine, den wahren und eigentlichen Humanismus, muß man in der Höhe und Tiefe, nicht in der Breite suchen, und er ist nur erreichbar durch Anstrengung und Spannung auf eine besondere und bestimmte Aufgabe. Wer nichts Besonderes lernt und leistet, kann auch nichts Allgemeines. Wie will man gut oder tüchtig im Allgemeinen sein, wenn man in jedem besonderen Fall versagt? Alles, was taugt, ist spezifisch, das heißt fähig, spezifisch zu wirken. Die Sonne sogar, die den allgemeinen Tag macht, hat ein spezifisches, kein allgemeines Licht.

Es ist daher gleichgültig, an was man sich bildet, vorausgesetzt, daß man sich an einer genau bestimmten, besonderen Aufgabe bilde, zu der man sich berufen fühlt. — Der Beruf aber, sagen die Leute, mache den Menschen einseitig, darum solle man allgemeine Bildung außerhalb des Berufes als

Gegengewicht oder Korrektiv anstreben. Darauf muß ich erwidern, daß der Beruf nur den entstellt, der ihn sklavisch auffaßt und ihn dementsprechend ausübt, niemals den, der sich ihm als freier wollender Mensch mit ganzem Gemüt ergibt. Der Erdarbeiter, dem vom eifrigen Hacken, Graben und Schaufeln riesige Armmuskeln wachsen und gewaltige Schwielen an den Händen, ist, wenn er das Herz auf dem rechten Fleck und den Kopf aufrecht trägt, nach meinem Geschmack nicht entstellt, sondern geadelt und besser ausgezeichnet als der Korpsstudent mit seinen Schmissen.

Es gibt keinen Beruf, der so niedrig wäre, daß er nicht seinen Zusammenhang mit dem Wohl unserer menschlichen Brüder hätte. Wer diese Verbundenheit fühlt und will, der sieht sich selbst im richtigen Verhältnis und gewinnt aus der Einordnung seiner Sache in die der andern dasjenige Menschliche, das gerade ihm zu seiner Bildung zukommt. Das kann nun eine religiöse oder philosophische Idee sein, oder eine harmonische Verbindung seines Glaubens mit seinem Erkennen. Irgendwie ist die Grundlage der menschlichen Bildung immer metaphysisch, denn das wahre Allgemeine, die Universitas, ruht jenseits unseres einzelnen Eigenlebens.

Wer die Verbindung mit diesem Jenseits verliert, der verkümmert in egoistischer Vereinzelung und wird in seiner Wissenschaft gar leicht ein Fachsimpel. Gerade dort, wo er Meister sein möchte, innerhalb seines Faches, versimpelt

er. Fächer, die so voneinander getrennt sind, daß sie sich gar nichts angehen, gibt es nur an der Oberfläche, das heißt dort, wo inskribiert, gezahlt, registriert und gestempelt wird, aber nicht dort, wo man nachdenkt und forscht. Die wissenschaftlichen Probleme schlummern in der Tiefe unterhalb und jenseits des Fachwesens. Wer einem besonderen Problem mit Gründlichkeit nachgeht, erfährt allmählich, wie vielverknüpft es mit anderen Fragen zusammenhängt. Er wird, wenn er zum Beispiel bei den klassischen Philologen sich eingegraben hat und nach den Spuren seines Problems weiterwühlt, eines Tages bei den Juristen oder bei den Theologen erstaunt und bereichert wieder auftauchen. Es besteht daher zwischen akademischer Forschung und akademischer Bildung kein Gegensatz und keine Scheidewand. Zwar hört man oft, daß die großen Forscher schlechte Lehrer und die guten Lehrer keine sonderlichen Forscher seien. An diese studentische Volkssage glaube ich aber nicht. Wissenschaftliche Ergebnisse werden von demjenigen am besten vermittelt, der sie als Erlebnisse durchmacht, also vom Forscher. Dieser wird freilich als Lehrer nicht immer bequem sein, denn für die Bequemlichkeit beginnt der „gute“ Lehrer dort, wo der Forscher schläft. Lehrer, die nur und immer lehren und niemals forschen, nennt man Schulmeister. Ihr Ehrgeiz erschöpft sich in der Erfindung und Errichtung von Wegweisern und Brücken für akademische Muli, „Maulesel“, was etwas durchaus Ehrliches und Nützliches sein mag, aber in der geistigen Rang-

ordnung der Universität erscheint es uns unteroffiziersmäßig, auch wenn es von wirklichen Geheimräten ausgeübt wird. Die echten Akademiker sind lehrende Forscher und forschende Lehrer, die sich im Verein mit ihren Schülern weiterbilden.

Je gründlicher die Einzelforschung bohrt, desto besser klärt sich in ihr selbst das Bewußtsein ihrer Grenzen und Möglichkeiten innerhalb der Gesamtheit der Wissenschaften, und so kann eine Universitas der Gründlichkeit entstehen, nachdem die der Vielseitigkeit kaum mehr möglich ist. — Kein akademischer Lehrer und kein Student sollte sich heute mehr jene positivistische Arbeitseinteilung zwischen Empirie und Metaphysik gefallen lassen, kraft deren der eine beobachtet und sammelt und der andere urteilt und wertet. Man kann zum Beispiel nicht über das Flexionssystem der romanischen Sprachen arbeiten, ohne zu wissen, was Flexion und was Sprache ist. Wenn trotzdem ohne dieses sprachphilosophische Wissen heute noch grammatische Arbeiten dieser Art verfertigt werden, so empfinde ich es als unrühmlich.

Übrigens wollen wir uns nicht gar so sehr rühmen. Wir Jünger der Wissenschaft haben dazu weniger Ursache als jeder andere Stand, denn bei uns darf jeder den anderen kritisieren und widerlegen, wenn er es vermag. Hier gilt nur eine Autorität, die über allem steht: die Wahrheit. Sehr behende dreht Fortuna ihr Rad im Reiche der Forschung. In einem Nu wird hier der Schüler zum Lehrer,

und oft stürzt ein Großer über das, was ein Kleiner gefunden hat. Wo die Veranlassungen zum Stolz mit denen zur Bescheidenheit so rasch und häufig wechseln, muß wohl eine gewisse Gelassenheit, ein philosophischer Gleichmut sich ausbilden. Eitelkeit und Streberei sind in der Tat nirgends so lächerlich wie im Tempel der Wissenschaft, Animositäten persönlicher Art nirgends so wenig am Platz. Mögen solche Leidenschaften sich im politischen Leben ausleben. Dort können sie immerhin Nutzen stiften wie Mephistopheles als ein Geselle, „der reizt und wirkt und muß als Teufel schaffen“! — Unsere Universität aber als Stätte der Forschung und Bildung hat alles zu verlieren und gar nichts zu gewinnen, wenn man sie politisiert.

Es mag sein, daß bei solcher Abgewandtheit vom politischen und praktischen Leben die Universität keine sehr starke Charakterbildung vermittelt, aber die Richtung, in der sie sich bewegt, zielt auf Unerschütterlichkeit und Gleichmut, auf das Stoische. Vielleicht teilt sich einiges davon auch den Damen mit, die hier ein und aus gehen. Vor allem aber bleibt die Selbständigkeit und Verantwortlichkeit des Denkens unser wichtigstes Ziel. Daher sich moralische Ermahnungen, Entrüstungen, Bußpredigten und Zerknirschungen und Begeisterungen vom Katheder aus erübrigen. Ein pathetischer Professor mutet uns immer ein wenig komisch an. Wer erbaut werden will, muß in die Kirche gehen. Bei uns wird mit dem Kopf gearbeitet, nicht gesungen, noch gebetet.

Sie sehen, es gibt mancherlei, das in die Universität als Stätte der Forschung und Bildung nicht hereingehört und das man anderen Anstalten oder auch der Freiluft des Lebens überlassen muß, die mit ihren Unwettern und Segnungen uns die elementarste Charakterschule und Probe zumutet, der niemand sich entziehen kann, noch darf. Unsere berufsmäßige Tätigkeit jedoch ist und bleibt trotzdem eine wesentlich beschauliche und im Vergleich mit praktischen und technischen Berufen eine zarte. In unserer Werkstatt werden mehr irdene als eiserne Töpfe gefertigt. Darum ist Duldung und Versöhnlichkeit nicht nur Bedürfnis und unser Vorteil, sondern auch geradezu unsere Pflicht. Feige heißt in unserem Ehrenkodex, wer die Unduldsamkeit duldet, der Unritterliche. Minerva oder Pallas Athene, unsere Göttin, trägt die Ägide, mit der sie den Schwachen schützt und den Schwächling schreckt, und den Speer, mit dem sie den Gegner in der Ferne erreicht. Das Schwert als Waffe des persönlichen Nahkampfes gehört nicht zu ihrem Rüstzeug.

Wenn man gesehen und wirklich begriffen hat, daß der tiefere Haß, den soziale Schichten und nationale Gruppen gegeneinander hegen, auf Unterschiede der Denkart, des Glaubens und der Bildung viel mehr, als auf materiellen Gütern beruht, und wie die stärksten Gegensätze im geistigen, nicht im irdischen Erbgut und Besitze wurzeln, dann kennt man auch die Aufgabe, die der wissenschaftlich gebildete Mensch zu erfüllen hat: Duldung und Achtung üben

und erkämpfen für jede Art von echter menschlicher Bildung. Jeder soll die Möglichkeit haben, sich nach eigener Anlage zu bilden: das ist unser sozialer, demokratischer, christlicher, liberaler und kommunistischer Wunsch, — aber keiner, der die Kraft und den Willen, kurz den Schwung, nicht hat, in die Höhe und Tiefe zu dringen, soll sich breitmachen dürfen. Das ist unsere aristokratische Forderung.

*Professor Dr. Karl Vossler, als Romanist
Weltruf genießend, ist derzeit Rektor der
Universität München. Der vorliegende Vor-
trag wurde am 21. Februar 1946 in der
Großen Aula der Universität vor der
Münchener Studentenschaft gehalten.*

*In zwangloser Folge erscheinen
innerhalb der Reihe*

„GEISTIGES MÜNCHEN“

Schriften von

*Prof. Dr. Philipp Lersch
(Universität München)*

*

*Prof. Dr. Georg Lill
(Landesamt für Denkmalspflege)*

*

*Generalmusikdirektor
Hans Rosbaud
(Münchener Philharmoniker)*

*

*Prof. Dr. Aloys Wenzl
(Universität München)*

DREI-FICHTEN-VERLAG
R. VONFICHT · MÜNCHEN

